

Wernesgrün: Im Kampf um die ostdeutsche Traditionsbrauerei setzen sich die Alteigentümer gegen einen Westkonzern durch

Zurück an die Quelle

7. Oktober 1994, 8:00 Uhr /

AUS DER ZEIT NR. 41/1994

DIE ZEIT

Archiv

Von Dietmar H. Lamparter

Wie ein Held sieht der freundliche Mann mit Brille und Stirnglatze eigentlich nicht aus. Doch wenn Christian Wolf erzählt, wie es ihm gelang, das Erbe seiner Vorfahren vor den "Räubern" zu retten, wird deutlich, welche Kämpfernatur in ihm steckt.

Die Beute, um die es ging, liegt in einem idyllischen Tal im sächsischen Vogtland in der 1200-Seelen-Gemeinde Wernesgrün: die ehemalige Wernesgrüner Brauerei KG links und die Grenzquell-Brauerei rechts des Wernesbachs. Heute bilden sie zusammen die Wernesgrüner Brauerei AG.

Die "Räuber", wie er sie nennt, kamen aus Dortmund, von der Brau und Brunnen AG. Der Vorstand des Getränkekonzerns, mit über sieben Millionen Hektoliter Ausstoß Nummer drei am deutschen Biermarkt, wollte die Vogtländer Renommiermarke seinem preußisch-westfälischen Imperium einverleiben. Marken wie Dortmunder Union, Schultheiss oder Berliner Pilsener gehören bereits dazu.

Doch der Ansturm der Westdeutschen wurde nach zähem Ringen abgeschlagen. Befriedigt konnte Christian Wolf mit über 700 Gästen am 8. September den "Abschluß der Reprivatisierung und die Einweihung des Brauereineubaus" feiern. Kajo Schommer, Minister für Wirtschaft und Arbeit in Dresden, sprach von einem "Leuchtturm in der sächsischen Industrielandschaft". David hat Goliath ein Schnippchen geschlagen. Doch das Gezerre um die Brauerei im Vogtland ist mehr als eine Randnotiz der deutsch-deutschen Wirtschaftsgeschichte. Wernesgrün hat Symbolcharakter.

Der Sud aus Hopfen und Malz hat am Werriesbach Tradition. Schon 1436 verliehen die Herren zu Auerbach einem Wernesgrüner das "Recht zum Brauen

und Schenken". 1762 übernahm die Familie Günnel (Grenzquell) das Gut rechts des Wernesbachs, zwölf Jahre später erwarb die Familie Männel Ländereien am linken Ufer. In produktiver Rivalität mehrten die Nachfahren der beiden Sippen ihr Erbe nach Kräften. Das Pils aus dem "Bierdorf Wernesgrün" schmeckte vor dem Krieg nicht nur den Sachsen: Mit dem "Vogtland Champagner" wurde in ganz Deutschland, Holland und sogar auf der feinen Hamburg-Amerika-Linie angestoßen.

Die Kriegsfolgen trafen die beiden Familienclans unterschiedlich. Die Günnels hatten Pech. Da ihre Ländereien knapp über hundert Hektar umfaßten, wurde das Gut samt Brauerei 1945 "über Nacht" enteignet, Grenzquell wurde ein Volkseigener Betrieb (VEB). Die Brauerei der Männels holte sich der Staat erst 1972 und fusionierte beide Betriebe zur VEB Exportbierbrauerei Wernesgrün.

Daß Wernesgrüner mit dem "für Pilsner idealen Quellwasser" (Wolf) etwas Besonderes war, wußten auch die Planwirtschaftler in Berlin. Neben dem ebenfalls sächsischen Radeberger wurde es zum Devisenbringer auserkoren. Zehn bis fünfzehn Prozent des Ausstoßes gingen in die "Exportverpflichtung", sagt Technik-Vorstand Bernd Schmidt. Der Brauingenieur, seit über zwanzig Jahren im Betrieb, weiß auch, daß sich diese Entscheidung für das Unternehmen auszahlte. Die Anlagen wurden vergleichsweise gut in Schuß gehalten, und auch bei der Versorgung mit hochwertigem Malz wurden die Radeberger und Wernesgrüner Braumeister bevorzugt. Obwohl die rund 500 Beschäftigten der Exportbierbrauerei zuletzt 630 000 Hektoliter produzierten, gehörte das Pils mit dem Biermännchen-Etikett zu den knappen, aber begehrten Waren auf dem DDR-Inlandsmarkt. Ein Kasten Wernesgrüner zauberte als Tauschobjekt ("Vogtland-Dollar") selbst die rarsten Mangelprodukte herbei. Kein Wunder, daß die Brauerei mit ihrem Qualitätsimage nach der Wende zu den begehrtesten Angeboten im Katalog der Treuhandanstalt gehörte, Doch während die Braustätten der ehemaligen DDR zügig und komplett an westdeutsche Braugruppen verkauft wurden, zögerte sich die Privatisierung von Wernesgrün hinaus. Und hier kam Christian Wolf ins Spiel.

Der 51 Jahre alte Kaufmann, jetzt im Brauereivorstand für Finanzen zuständig, ist ein Nachfahre der Männel-Sippe. Seine Großmutter mütterlicherseits hielt bis zu ihrem Tode 1971 eisern die Stellung im Vogtland. Wolfs Vater, dessen Spinnerei im fünfzig Kilometer entfernten Crimmitschau ebenfalls enteignet wurde, entschloß sich, 1949 mit seiner Familie im württembergischen Gaildorf neu anzufangen. Dort lernte das damals fünfjährige Flüchtlingskind Christian zwei Dinge, die er bis heute nicht abgelegt hat: das schwäbische Idiom und die von Pflichtbewußtsein

geprägte Lebensauffassung der Pietisten. Derweil riß der Kontakt zum Vogtland nicht ab, die großen Ferien verbrachte der Bub regelmäßig bei der Oma in Wernesgrün.

Später versuchte sich auch Christian Wolf als Unternehmer. Doch die eigene Strickwarenfabrik in der Nähe von Schwäbisch Hall wurde nach fünfzehn Jahren ein Opfer der Textilkrise. Als die Mauer fiel, arbeitete Wolf als Finanzleiter in einer Möbelfabrik. Aber die Geschichten der Großmutter von der großen Brautradition der Männels hatten ihn nicht losgelassen. Wolf wollte hier "anknüpfen". Er überzeugte seine Geschwister und die übrigen Nachfahren der Alteigentümer – insgesamt zehn gleich nach der Währungsunion einen Antrag auf Rückübertragung zu stellen. Eine lange Hängepartie begann.

Unterdessen mußten auch die verwöhnten Wernesgrüner Brauer Rückschläge einstecken: 190 000 Hektoliter Jahresproduktion gingen durch den Wegfall des Exports, aber auch durch die Lust auf (billige) Westmarken verloren. Dennoch "ruhte", wie Christian Wolf sagt, wieder einmal "die segnende Hand über Wernesgrün". Obwohl die Eigentumsfrage noch in der Schwebe war, investierte die Treuhand außergewöhnlich großzügig. Rund 120 Millionen Mark wurden seit der Währungsunion in neue Anlagen gesteckt. "Wir können heute mit jeder Westbrauerei mithalten", sagt Produktionschef Schmidt. Kehrseite der Modernisierung: Von 500 Arbeitsplätzen fiel die Hälfte weg.

Mitte 1991 erließ das sächsische Amt für offene Vermögensfragen einen vorläufigen Bescheid, wonach den Alteigentümern der ehemaligen Männelschen Brauerei gut 51 Prozent der jetzigen Wernesgrüner AG zustünden, die knapp 49 Prozent des Günneischen Anteils hingegen der Treuhand. Die Berliner Behörde fand freilich, ihr stehe die Mehrheit zu.

Während sich die Privatisierung hinzog, hielt sich Wolf als Gast bei Aufsichtsratssitzungen auf dem laufenden. Schließlich kündigte er sogar in der Möbelfabrik. Mit fünfzig Jahren wurde er für Wernesgrün wieder zum Lehrling. Vier Monate lang hospitierte der Betriebswirt in einer kleinen Dortmunder Brauerei, um sich kaufmännisches Spezialwissen der Branche anzueignen. Im Februar 1993 schließlich wurde Wolf Vorstandsmitglied in Wernesgrün, im August wurde der Bescheid über die Anteilsverteilung endlich wirksam. Doch damit begannen die Schwierigkeiten erst richtig.

Da die Treuhand-Niederlassung in Chemnitz den Alteignern nicht zutraute, das Geld für die restlichen 49 Prozent aufzutreiben, holte sie Angebote ein. Und die Westkonzerne ließen sich nicht zweimal bitten. Das lukrativste Gebot unterbreitete schließlich Friedrich Ebeling, der Vorstandsvorsitzende von Brau und Brunnen: 44 Millionen Mark. Der Grund für den vergleichsweise hohen Preis lag in

dem Potential des Namens. Wernesgrüner, so kalkulierten die Dortmunder, wäre als überregionales "Premium"-Pils gut geeignet, um die eigenen, nur regional starken Marken zu ergänzen. Der bundesdeutsche Bier-Primus Binding (Oetker-Gruppe) macht mit seiner Neuerwerbung Radeberger gerade diese Strategie vor – mit beachtlichen Anfangserfolgen.

Am 30. Dezember 1993 passierte dann das, was Christian Wolfs Glauben an die Menschheit ins Wanken brachte. Ebeling und die Treuhand Chemnitz unterzeichneten den Kaufvertrag über knapp 49 Prozent am Wernesgrüner-Kapital. Die Treuhand sprach von der "einzig gangbaren Lösung". Und die Westdeutschen ließen keinen Zweifel daran, daß sie die Mehrheit anstrebten.

Doch die überrumpelten Alteigentümer pochten auf ihr verbrieftes Vorkaufsrecht und entschlossen sich zum Widerstand. "Wir haben ihn nicht reingelassen", erinnert sich Wolf an diesen denkwürdigen Tag, an dem Ebeling "unangemeldet" vor der Tür gestanden habe. Der düpierte Konzernchef mußte sein Konzept im Rathaus erläutern. Von den Wernesgrüner Brauern hörte sich allein der Betriebsratsvorsitzende Werner Baumann die Pläne der Dortmunder an. Mit ihrem Distributionsnetz und ihrem Markt-Knowhow wollten sie "aus der Marke etwas machen". Die noch unausgelastete Kapazität werde bisher mit einer billigen Zweitmarke genutzt.

Eine Vorstellung, bei der es Neu-Brauer Wolf schauderte. Und auch Betriebsrat Baumann, dem es "in erste Linie um die Arbeitsplätze" ging, war vom Konzept des Konzerns nicht überzeugt. Schließlich wären die stolzen Sachsen nur eine von vielen Braustätten – darunter drei ostdeutschen – im Konzernverbund gewesen.

Alteigentümer Wolf sammelte derweil Verbündete. Der psychologische Vorteil lag auf seiner Seite. Zu viele Demütigungen hatten die Sachsen schon hinnehmen müssen. Die in der Region dominierende Textilindustrie etwa sei "so gut wie ausgerottet" worden, sagt Wolfs Vorstandskollege Schmidt: "Wir haben so viel Arbeit reingesteckt, da konnten wir die Brauerei nicht einfach aus den Händen geben." Am Ortseingang hing ein Transparent, das die "sächsische Lösung" einforderte. Vom Landrat bis hin zur Staatsregierung in Dresden kamen Solidaritätsadressen.

Großzügig hatte die Treuhand angeboten, daß die Alteigentümer – binnen sechs Wochen – in den Vertrag mit Brau und Brunnen einsteigen könnten. Wiewohl sie den Alteigentümern den "finanziellen Klimmzug" nicht zutrauten. Statt sechs Wochen dauerte die mit allen juristischen Finten ausgefochtene Zitterpartie dann sechs Monate. Und Wolf ließ sich weder von abgesprungenen Investoren noch von der Aussicht auf viel Geld aus der Dortmunder Kriegskasse für die Familienanteile beirren. Seine Überzeugung, daß "Besitz verpflichtet", war stärker.

Ein Konsortium der Landesbanken aus Bayern, Sachsen und Baden-Württemberg erklärte sich schließlich bereit, die 49 Prozent zu übernehmen, wenn auch nicht zum "Liebhaberpreis" (Wolf) der Dortmunder. Brau und Brunnen trat "freiwillig" vom Vertrag zurück, und schließlich pries auch die Treuhand die "mittelständische Lösung".

Jetzt allerdings muß Sachsen-Heimkehrer Wolf mit seinen beiden Vorstandskollegen – neben Schmidt komplettiert der aus München gekommene Vertriebschef Peter Mayer die Führung – beweisen, daß ihre "sächsische Lösung" sticht. Trotz schwarzer Zahlen wird das nicht einfach. Die Wettbewerber in den neuen Bundesländern haben mit Hilfe ihrer neuen Herren aufgeholt, den Markt drücken Überkapazitäten. 480 000 Hektoliter Wernesgrüner Pils wurden 1993 in Fässer und Flaschen abgefüllt – gut 750 000 Hektoliter könnten die neuen Anlagen ausspucken. Im laufenden Jahr wird wohl die halbe Million überschritten. Von Januar an sollen Fernsehspots helfen, dem Traum einer "nationalen Marke" näherzukommen. Die Belegschaft jedenfalls ist hoch motiviert. "Wir wollten die sächsische Lösung", sagt Betriebsrat Baumann. Der Erfolg der Brauerei stehe für die ganze Region.

Für Rückkehrer Wolf ist ein Teil seines Lebenstraumes schon in Erfüllung gegangen. Er residiert mit seiner Familie wieder in der Wohnung, in der ihm die Oma einst von der großen Familientradition erzählt hatte. Die beiden Kinder von Christian Wolf lernen jetzt wie der Vater vor 45 Jahren eine neue Sprache, nur umgekehrt: "Zu Hause schwätzet mer schwäbisch, in der Schule lernen die Kinder Sächsisch."